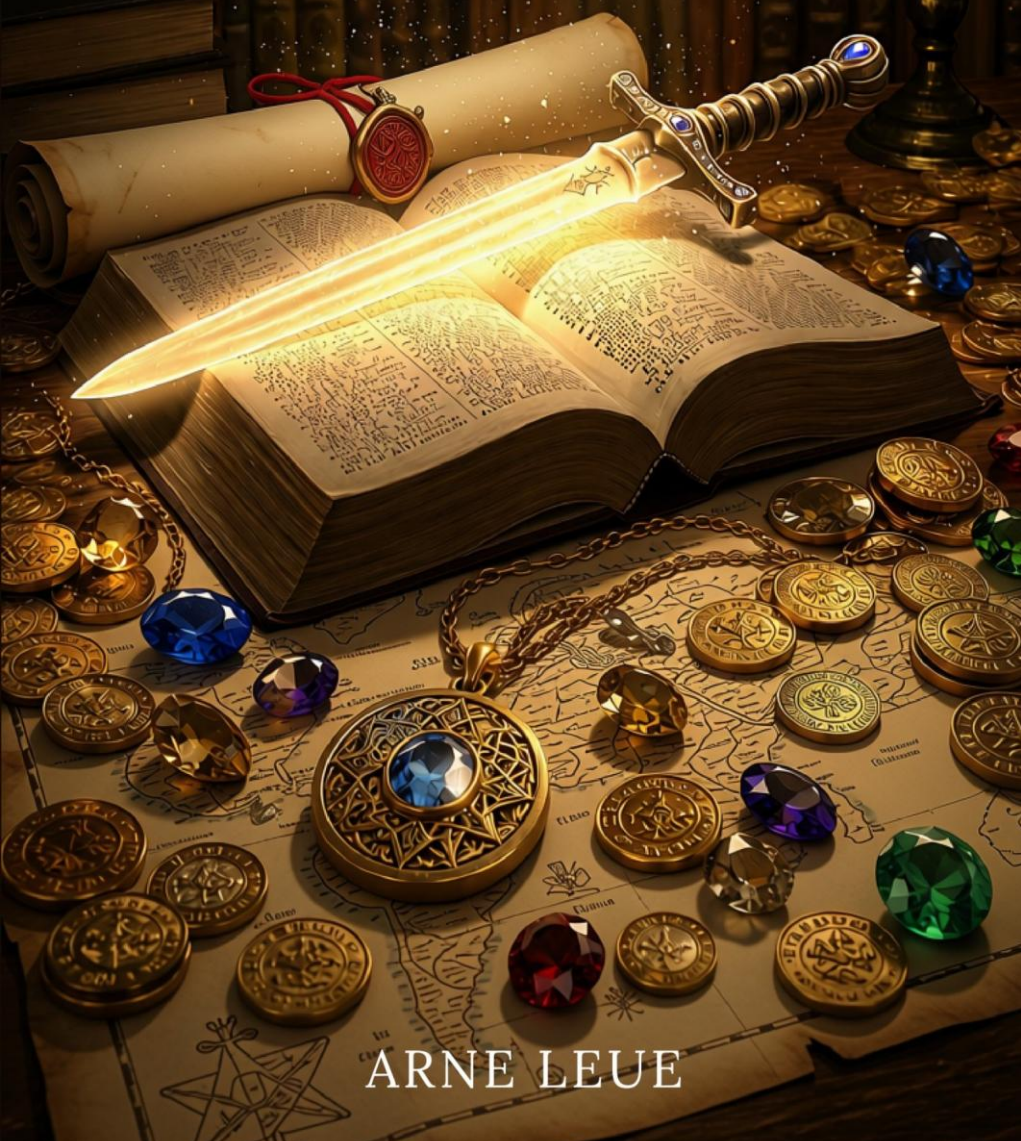


DIE MACHT VON IATHARA

Auf den Spuren der Drachentöter



ARNE LEUE

Arne Leue

Die Macht von Iathara

Auf den Spuren der Drachentöter

Ein Fantasy-Roman

Eurovoice

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ohne Zustimmung des Rechteinhabers ist unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Leseprobe

Die Macht von Iathara

Auf den Spuren der Drachentöter

Vollständige Taschenbuchausgabe

1. Auflage 2026

© Arne Leue

Verlag:

Eurovoice GmbH

Keplerstraße 45, 50823 Köln, Deutschland

E-Mail: verlag@eurovoice.de

Website: www.eurovoice.de

Druck:

Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

Printed in Germany

ISBN: 978-3-913132-02-0

EIN VOLK RETTEN

EIN KÖNIGREICH ERWECKEN

UND DIE ZUKUNFT IN DER VERGANGENHEIT FINDEN

Caput 1

Meine Jugend verbrachte ich auf einem Bauerngut südlich der berühmten Baronie Schwarzaar im Herzogtum Karamaikos unter Stefan, dem Schwachen. Meine Familie hatte ein schweres Leben. Stets waren wir den Angriffen der Schrate und Goblins, der wilden Tiere, vor allem der Wölfe, und der brandschatzenden und plündernden Banditen, die sich Soldaten von Schwarzaar nannten, ausgesetzt. Nach einem solchen Angriff war oft all das, was wir auf dem guten Ackerboden gepflanzt hatten, zerstört und meine Familie musste hungern. Denn das, was wir erjagen oder sammeln konnten, reichte meist gerade dazu aus, uns am Leben zu erhalten. Wo andernorts sich Bauern zusammenschlossen und Schutzwälle gegen die wilden Tiere bauten, durften wir nicht einmal Gräben ausheben, um unsere Felder zu schützen, denn der Baron von Schwarzaar hatte seinen Soldaten befohlen, allen Widerstand zu brechen und alle diejenigen zu töten, die sich, nicht nur in seinem Herrschaftsgebiet, sondern auch in den angrenzenden Gegenden, seinem Zugriff widersetzen. Eines Tages, nachdem ein recht gutes Jahr mit wenigen leichteren Angriffen der Schrate aus dem Osten ins Land gezogen war und unsere Felder voll goldgelber Ähren standen, in dem wir selbst unseren kostbaren Honig gegen die wilden Bären erfolgreich verteidigt hatten, kam eine Abordnung des Barons von Schwarzaar auf unser Land. Ich sah sie als Erster. Sie waren zu dritt, trugen Kettenhemden und waren mit glänzenden Langschwertern bewaffnet. »Hey, Junge, hol Deinen Vater!«, rief mir der größte von ihnen zu. So schnell, als ginge es um mein Leben, rannte ich zum Haus und schrie meinen Vater herbei. Er ging mit meinen drei Brüdern vor die Tür. Meine Mutter und meine Schwester Maria blieben im Haus und auch ich sollte drinnen bleiben, da ich der Jüngste war, noch keine richtige Waffe besaß und mein Vater wohl fürchtete, die Soldaten könnten ein böses Spiel mit mir treiben. Dennoch folgte ich meinem Vater und meinen Brüdern heimlich vors Haus.

Ior, Haras, Pelles und er hatten ihre Schwerter mit hinausgenommen, obwohl sie wussten, wie gefährlich dies war. »Wenn ich schon durch die Hand von Banditen sterben muss«, hatte mein Vater immer gesagt, »dann will ich zumindest wehrhaft sterben, nicht wie ein hilfloses Kind ermordet werden.« Ich hatte furchtbare Angst, obwohl die Soldaten bisher unserer Familie nichts zuleide getan hatten. Sie hatten uns bereits früher überfallen, jedes Mal mitgenommen, was sie fanden, und dann unsere Felder und Hütten in Brand gesteckt, doch hatten sie nie einen von uns verletzt. Ich spürte, dass es diesmal anders kommen würde.

»Nach einem Erlass des allmächtigen und edlen Barons von Schwarzaar«, sprach der größte von den Dreien zu meinem Vater, »müssen von sofort an auch die Bauern, die außerhalb der Baronie in der Nähe der Grenzen

wohnen, ihre Abgaben leisten. Acht Zehntel von dem, was Ihr dieses Jahr geerntet habt, ist rechtmäßiger Besitz des Barons, wir kommen, den Tribut einzufordern.«

Ich sah meinen Vater vor Erregung zittern. »Wir sind dem Herzog von Karamaikos steuerpflichtig, wir können Eure Forderung nicht erfüllen«, sprach er mit fester Stimme. Doch der Soldat lachte nur und erwiderte: »Wir wissen genau, dass der Herzog seit langer Zeit keine Steuereintreiber mehr in dieses Gebiet geschickt hat. Ihr werdet Eure Abgaben leisten, oder wir vernichten Eure Felder, Eure Häuser und zuletzt Euch.«

Bei diesen Worten warf der Zweite der Drei eine Fackel, die er getragen hatte, unter unseren hölzernen Bienenstock, der sofort Feuer fing. Mein jüngster Bruder nahm den Eimer Wasser, der immer bei uns bereitstand, und lief, das Feuer zu löschen.

»Ior, bleib hier!«, rief mein Vater ihm noch nach, doch der Anführer der Soldaten war bereits bei ihm und ich musste erstarrt mit ansehen, wie sein Schwert den Rücken meines armen Bruders durchbohrte.

»Zurück ins Haus!«, rief mein Vater meinen Brüdern zu. Er wusste, dass es keinen Sinn hatte, gegen die berittenen Soldaten zu kämpfen, doch Haras und Pelles hatten schon ihre Schwerter gezogen und waren auf den Soldaten, der die Fackel geworfen hatte, losgegangen. Haras' Schwert traf die Flanke seines Pferdes, das vor Schmerzen wieherte, sich aufbäumte und seinen Reiter abwarf. Der fiel genau in das Schwert meines Bruders Pelles. Doch der Dritte von ihnen, er saß noch auf seinem Pferd, sprengte heran und ließ sein Schwert von oben auf Pelles herabfahren. Es war das Grausamste, was ich je gesehen hatte, Pelles Kopf fiel von seinen Schultern und rollte durch den Staub.

Haras traf mit seinem Schwert den Reiter an der Seite, doch seine Kettenrüstung schützte ihn so gut, dass er nicht einmal aufschrie. Er schlug erneut zu, doch Haras wich ihm geschickt aus. Mein Vater, der nun bei ihm war, schlug von hinten auf ihn ein, aber auch er traf nur das Kettenhemd. Indessen hatte dieser meinen Bruder getroffen und schwer am Arm verletzt. Haras war der kräftigste von uns und konnte einiges einstecken. Mit ungeheurer Wut hieb er auf den Reiter ein, der sich der heftigen Schläge nur mühsam erwehren konnte, doch schließlich schaffte er es, sich freizukämpfen und holte zu einem vernichtenden Schlag aus. In diesem Moment traf ihn das Schwert meines Vaters in der Seite. Er sackte in sich zusammen und fiel vom Pferd. Noch ehe mein Vater oder Haras zu einem weiteren Schlag ansetzen konnten, war er wieder auf den Beinen, hob sein Schwert und es streifte meinen Vater an der rechten Hand. Aber schon war Haras hinter ihm. Er bohrte sein Schwert dem Schlächter in den Rücken, der fiel nach vorne über und blieb liegen.

Gerade als ich erleichtert aufatmete und meine Aufmerksamkeit nicht mehr ganz in dem Kampf gefangen war, hörte ich neben mir ein Geräusch. Der Anführer der Männer war ganz dicht hinter mir. Aber er stellte keine Gefahr mehr dar. Nachdem er meinen Bruder Ior erschla-

gen hatte, war dieser mitsamt dem Eimer Wasser gegen den Bienenstock gefallen. Feuer, Wasser und die Erschütterung hatten die Bienen derart verstört, dass sie aus dem Bienenstock gekommen waren, um sich zu verteidigen. Sie hatten sich auf meinen toten Bruder und auf den Kopf des armen Pferdes gestürzt. Unter ihren brennenden Stichen war das Tier fast verrückt geworden, im Kreis herumgesprungen, war schließlich selbst gefallen und hatte seinen Reiter mitten in den Bienenstock geworfen, der in der Mitte durchgebrochen war. Die Bienen krabbelten auf dem Mann herum, dessen höhnisches Lachen mir noch in den Ohren klang, krochen unter sein Kettenhemd, zerstachen sein Gesicht und seine Augen.

Mein Vater, der inzwischen bei mir war, schickte mich ins Haus und ich hörte, wie er sagte: »Gern würde ich ihn so krepieren lassen, doch die Barmherzigkeit gebietet uns, ihm den Gnadenstoß zu versetzen.« Ich hörte einen Schrei, dann war alles still.

Wir wussten, dass wir nicht auf unserem Gehöft bleiben konnten. Andere Soldaten würden kommen und nach ihren Kumpanen suchen. Auch würde sich an unserer Situation nichts ändern. So beschloss mein Vater, so schnell wie möglich fortzuziehen. Maria und meine Mutter beerdigten Ior und Pelles und verscharrten die Soldaten des Barons weitab. Indessen gingen mein Vater und auch mein Bruder trotz ihrer Verletzungen aufs Feld, um wenigstens einen kleinen Teil der Ernte einzubringen, genauso viel, wie wir mitnehmen konnten. Ich hatte die Aufgabe, all unser Hab und Gut im Haus zusammenzutragen. Wir besaßen ein paar Münzen Geld aus lange vergangenen, besseren Jahren, den Honig, den wir vor den gierigen Fellmonstern bewahrt hatten, ein paar Ringe und Kettchen und den Familienschatz, ein kleines Gebetbuch mit wunderschönen Zeichnungen. Es durfte nur zu besonders hohen Festtagen geöffnet werden und uns Kindern wurde immer wieder gesagt, wir dürften keinem Menschen von der Existenz des Buches berichten. Es geht die Erzählung, vor langer Zeit sei ein Mitglied der Familie ins Kloster gegangen, hätte lesen und schreiben gelernt und dieses Büchlein selbst verfasst. Als das Kloster angegriffen und vernichtet wurde, sei es ihm gelungen, es seinem Bruder zukommen zu lassen, der es jeweils dem ältesten Sohn vererbte.

Als mein Vater und Haras vom Feld kamen, packten wir alles zusammen, beluden das Pferd, das noch gesund war, denn leider hatte sich auch das Tier des Anführers, welches das größte und schönste war, beim Fall den Fuß gebrochen, und brachen auf. Haras' Wunde sah schlimm aus und hätte dringend der Pflege bedurft, doch wir konnten nicht warten, denn schon bald würde man einen Suchtrupp aussenden, der die Pferde bei uns finden würde. Das hätte das Ende bedeutet.

So zogen wir zunächst nach Süden in gerader Linie von der Baronie Schwarzaar fort in Richtung der Küste. Wir wussten, dass das Meer noch

über 25 Meilen weit entfernt war, dass wir wahrscheinlich von Soldaten des Barons verfolgt werden und mit Haras' Verletzung und dem schweren Gepäck nur langsam vorankommen würden.

Am Abend des Tages, mit dem die Abenteuer begannen, es war der siebzehnte des achten Monats, in dem Jahr, das nach der Zeitrechnung des Königreichs 11 vN heißt, hatten wir gerade einmal 4 Meilen zurückgelegt. Weit und breit war flaches Land und kein Gehöft oder Gut zu sehen, in dem wir um Unterkunft hätten bitten können. So suchten wir bei einer Baumgruppe Schutz vor dem schneidenden Nachtwind und schlugen nahe eines kleinen Baches unser Lager auf. Meines Vaters Hand würde wohl wieder recht gut verheilen, doch meinem Bruder ging es schlecht. Er war auf der Wanderung immer langsamer gegangen, obwohl wir ihm all sein Gepäck abgenommen hatten, und klagte nun über schlimme Schmerzen. Maria und Mutter versorgten die Wunde so gut es ging, doch wir alle fürchteten die Heimtücke der schrecklichen Wundenstarre. Mein Bruder sah wirklich schlimm aus.

Vater und ich hielten die ganze Nacht abwechselnd Wache. Maria und Mutter kümmerten sich um Haras, der ununterbrochen vor Schmerzen stöhnte, dass uns angst und bange wurde. Glücklicherweise blieb alles friedlich. Am nächsten Morgen machten mein Vater und ich uns daran, die mitgenommenen Ähren auszudreschen, um weniger tragen zu müssen. Bei unserem übereilten Aufbruch war dazu keine Zeit mehr geblieben. Anschließend waren wir so viel überflüssigen Ballast losgeworden, dass wir einige Säcke vom Pferd auf unsere eigenen Rücken nehmen und Haras darauf setzen konnten. Meine Mutter kochte eine einfache Mehlsuppe für uns und tat für meinen Bruder etwas Honig dazu. Nachdem wir gegessen hatten, gingen wir weiter. Da Haras jetzt ritt, kamen wir zügig voran und hatten zur Mittagszeit schon gut 10 Meilen geschafft. Doch waren wir der Baronie noch immer gefährlich nahe, so wagten wir es nicht, in einem Gasthaus einzukehren. In aller Heimlichkeit rasteten wir, aßen unsere Mehlsuppe und zogen weiter. Am Abend waren wir mehr als 20 Meilen von unserem Hof entfernt, und das Einflussgebiet des Barons von Schwarzaar lag so weit zurück, dass mein Vater es wagte, bei einem einzelnstehenden Bauernhof um ein Nachtlager zu bitten. Es war ein großes, gepflegt aussehendes Gehöft mit Feldern, die reichlich Korn, Gemüse und andere uns unbekannte Pflanzen trugen. Auch eine Weide mit zwei Kühen und einem furchterregenden Stier gab es und vor dem Haupthaus standen einige Obstbäume. Vorsichtig gingen wir zwischen ihnen hindurch und mein Vater klopfte an. Der Mann, der uns die Tür öffnete, hatte tiefschwarze Haare und eindrucksvolle braune Augen. »Wohin des Wegs? Es streifen selten Wanderer durch diese Gegend«, fragte er meinen Vater, während er uns misstrauisch musterte.

»Wir sind auf der Flucht vor dem Baron von Schwarzaar, der uns alles nehmen wollte – zunächst Freiheit und Ernte und dann unser Leben«, sagte mein Vater mit einer Offenheit und einem Vertrauen diesem wild-

fremden Menschen gegenüber, die ich nie ganz verstehen werde. Doch offensichtlich hatte er den Mann richtig eingeschätzt.

»Auf der Flucht vor diesem Stinktief, fluchte dieser mit finsterner Miene, »diesem Hund, diesem Banditen, Mörder, Schlächter.« Er konnte sich gar nicht wieder beruhigen. »Kommt herein, mein Freund, mein Haus ist Euer Haus. Ich sehe, Ihr habt einen Verwundeten, bringt ihn nach oben. Mein Sohn wird sich um Euer Pferd kümmern.«

Nachdem das Pferd versorgt, unsere Habseligkeiten untergebracht und ein Feuer im Herd gemacht worden war, befragte der Mann uns über unsere Herkunft und ob wir Geschichten wüssten, die er noch nicht gehört hätte. Währenddessen setzte uns die Frau eine kräftige Suppe mit frischem Brot und ein Gericht aus heimischen Knollenfrüchten mit Ochsenfleisch vor, das sie in einem nahen Dorf gekauft hatte. »In dieser Gegend braucht Ihr vor dem Baron keine Angst zu haben«, versicherte uns der Mann, nachdem er sich unsere Geschichte angehört hatte. »Unser kleines Dorf und die umliegenden Höfe haben sich einmal erfolgreich gegen einen Angriff von sechzig Soldaten aus Schwarzhaar gewehrt, seitdem haben wir Ruhe. Wir sind alle standhafte Leute, die sich nicht so leicht unterkriegen lassen – Ihr auch, wie mir scheint. Mein Name ist übrigens Rasmin, meine Frau heißt Mara und mein Sohn Jesmin. Meine Töchter Tara, Lara und Fenir sind im Dorf Körbe verkaufen, die sie geflochten haben, sie werden bald zurückkommen.«

Wir verbrachten einen angenehmen Abend mit Rasmin, Mara und ihrer Familie. Mara versorgte Haras' Wunde und man gab ihm ein weiches Bett zum Schlafen.

Am nächsten Morgen bekamen wir ein so reichhaltiges Frühstück, wie wir es uns zu Hause nie hätten leisten können. Es gab frisches Brot, Butter, Käse, Milch, sogar verschiedene Sorten Wurst. Mein Vater, schon um sich nicht beschämen zu lassen, nahm einen Topf Honig aus unserem Gepäck und stellte ihn zu den anderen Dingen auf den Tisch. Unser Gastgeber bekam große Augen.

»Honig! Wo habt Ihr denn den Honig her? Ich liebe Honig, ich würde sterben für Honig. Fast alles kann man hier bekommen, wenn man etwas herumfragt, aber Honig – in meiner Heimat gab es immer Honig, wir hatten selbst auch einen Bienenstock.«

»Wir auch!«, rief ich und bekam einen bösen Blick von meiner Mutter zugeworfen. Doch Rasmin hatte es gehört.

»Ihr hattet selbst Bienen? Habt Ihr etwa noch mehr Honig dabei? Bitte verkauft mir etwas, ich bezahle Euch zwei – drei Jeta auf ein Pfund.« Mein Vater nahm fünf Jeta für das Kilo und verkaufte fast unseren gesamten Honig an Rasmin, der ihm mindestens fünfmal die Hand schüttelte und sich immer wieder bedankte.

»Bei uns in der Gegend«, sagte ich, »gibt es viele Bienen. Die fliegen da frei herum und stechen, wen und wo sie wollen.«

Was ich mit dieser Bemerkung angerichtet hatte, bemerkte ich erst, als ich erfuhr, dass Rasmin plante, mit einigen Freunden eine Reise in den Norden zu unternehmen, um Bienen einzufangen und mitzubringen.

»Du musst mitkommen und uns den Weg zeigen!«, hörte ich ihn zu meinem Vater sagen. »Die Hälfte der Bienen soll Dir gehören und wenn Du willst, kannst Du mit Deiner Familie auf unserem Hof bleiben. Wir sind acht kräftige Männer mit kampfgeprobten Schwertern. Und wie Du sagst, liegt Euer Hof außerhalb der Baronie, uns kann also überhaupt nichts passieren.«

Zwei Tage später brachen sie auf. Später erzählten sie uns, dass sie tatsächlich einige Männer des Barons von unserem Land treiben mussten und sich beeilten, um nicht von einer zurückkommenden stärkeren Truppe angegriffen zu werden.

Nach dreieinhalb Tagen kam die Gruppe mit reicher Beute heim. Zwar waren Felder und Haus von den Männern des Barons und den Nachbarn der umliegenden Höfe geplündert worden, doch wusste niemand mit den Bienen umzugehen, und so hatte mein Vater einige Bienenkörbe voll wieder einfangen können. Nach der Rückkehr bezahlte Rasmin die Freunde für ihre Hilfe. Dann kam er zu meinem Vater, machte ein wichtiges und ernsthaftes Gesicht und sagte: »Die Hälfte der Bienen gehört wie versprochen Dir und Deiner Familie. Doch bitte ich Dich, meinen Vorschlag anzunehmen und zunächst bei uns zu bleiben. Wir haben ohnehin zu viel Arbeit und stehen kurz vor der Ernte, die wir allein nicht bewältigen können. Wie Du weißt, habe ich nur einen Sohn, die Mädchen sind in der Feldarbeit nicht so gut und die Helfer aus dem Dorf sind knapp geworden. Vor allem könntest Du Dich um die Bienen kümmern. Und wenn Du eines Tages irgendwo wieder einen eigenen Bauernhof aufbauen willst, so werde ich Dir gerne dabei helfen. Ich kenne noch viele gute, unerschlossene Stellen.«

Mein Vater nahm das Angebot dankbar an. »Wir werden ein kleines Häuschen neben der Scheune bauen«, sagte er mir, »und später in der Nähe selbst wieder Getreide anpflanzen.«

Es waren ein paar frohere Tage für uns, wir hatten gut und genug zu essen, erzählten abends am warmen Kaminfeuer Geschichten und Sagen von Abenteuern und fernen Ländern und waren, obgleich in tiefer Trauer um meine Brüder, wohl auf. Wir begannen, das Unvermeidliche zu akzeptieren und zumindest für die Zukunft wieder Hoffnung und neuen Mut zu schöpfen.

Doch dann, es war am fünften Tag des neunten Monats, ging es meinem Bruder Haras plötzlich schlechter. Er bekam Fieber und zitterte am ganzen Körper. Was wir alle befürchtet hatten, war eingetreten: Er hatte die Wundenstarre. In den nächsten Tagen verschlechterte sich sein Zustand, keine Heilmittel halfen, wir waren machtlos. Wenig später starb er.

Innerhalb eines Monats hatte ich alle meine drei älteren Brüder sterben sehen. Mit Haras, den ich am meisten von allen geliebt hatte, ging auch meine Freude an den Dingen, die mich umgaben.

Noch einige Monate blieb ich bei meiner Familie, doch die Zeit konnte die Wunde in meiner Seele nicht heilen und endlich entschloss ich mich, allein fortzuziehen. Als mein Vater von meinem Entschluss hörte, traf es ihn sehr.

»So soll ich denn auch noch den letzten Sohn verlieren«, sprach er mit Tränen in den Augen.

Aber mein Entschluss stand fest. Ich versprach ihm, auf mich aufzupassen. Er gab mir das Geld, das er für den Verkauf des Honigs bekommen hatte, das Gebetbuch unserer Familie und das Pferd, das dem Baron gehört hatte. Mara packte mir einen großen Beutel voll Nahrungsmittel zusammen und ich zog los.

Es war der erste Tag des fünften Monats im nächsten Jahr, dem zehnten vor der Zeitrechnung, als ich meine Familie verließ. Wie ein adeliger Reisender muss ich auf dem Pferd ausgesehen haben, denn alle Leute grüßten freundlich, und Bettler sahen mich besonders mitleiderregend an. Doch hatte ich selbst nicht genug, um etwas abzugeben, ich wusste ja nicht, wie lange mein Geld reichen musste.

Zu Pferde hatte ich bereits nach kurzer Zeit die Küste erreicht. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich das offene Meer. Die Wellen tanzten auf der endlosen blauen Ebene und die Sonne spiegelte sich darin. In der Ferne türmten sich graue Wolkenberge auf, bedrohlich faszinierend, den Betrachter in ihren Bann ziehend, und ich fragte mich, was wohl dahinter sei. Lange betrachtete ich die Wellen, die der Wind aufpeitschte, die Wassermassen, die immer weiter auf mich zukamen und die Wolken, die langsam in die Ferne zogen. Ich verspürte den Wunsch, mit ihnen zu ziehen, ihnen zu folgen, in ferne Länder, wo neue Hoffnungen, neue Aufgaben und neue Träume auf mich warteten. Eine unstillbare Sehnsucht erwachte in mir, die mich nie mehr losließ.

Caput 2

Ich ritt in südöstlicher Richtung an der Küste entlang. Das Gelände war eben und es gab zeitweise sogar recht annehmbare Feldwege. Zu meiner Rechten zogen sich Meilen weißen Sandstrandes hin, auf dem das Reiten eine wahre Freude bereitere. Zu meiner Linken sah ich in immer kleiner werdenden Abständen kleine Holzhütten und Häuschen, die – ich nahm an, zum Schutz vor wilden Tieren – mit höheren Erdaufschüttungen und Schutzwällen umgeben waren. Ich lenkte mein Pferd über die Sandberge, welche der ganzen Küste vorgelagert sind. Wie die Wälle um die Häuser hielt ich sie zunächst für einen Schutz vor den Ungeheuern des Meeres und staunte über ihre Größe und Länge. Erst später erfuhr ich, dass Wind und Wasser den Sand zu Hügeln aufhäufen und sie den Bewohnern der dahinter liegenden Häuser als Schutz vor Stürmen dienen.

Die meisten der Behausungen entlang der Küste gehörten Fischern, die mit ihren kleinen Booten, wie sie hin und wieder am Strand zu sehen waren, das große Wasser befuhren. Doch die Menschen hatten auch kleine Dörfer errichtet, wo Fischer mit Bauern zusammenlebten und es sogar Gasthäuser gab. In einem solchen kleinen Gasthaus direkt an der Küste kehrte ich am Abend ein.

Der Wirt war ein netter, älterer Mann mit einer angenehmen, dunklen Stimme.

»Ich war früher selbst Fischer«, erzählte er, als wir bei einem kräftigen Bier am Kamin saßen und die Wärme des Feuers langsam die Feuchtigkeit der Seeluft aus meiner Kleidung vertrieb. »Doch als zunächst mein Vater und dann zwei meiner Brüder von der heimtückischen See nicht zurückkehrten, entschloss ich mich, das gefährliche Fischerleben aufzugeben, einen kleinen Garten anzulegen und Schafe zu züchten. Nachdem die Wölfe in dieser Gegend den Großteil meiner Schafe aufgeessen hatten, baute ich dieses Gasthaus, um mein Auskommen zu haben. Seitdem komme ich recht gut über die Runden. Ich habe vier Kinder, eine liebe Frau, viele Freunde und ab und zu bekomme ich Besuch von Reisenden, mit denen ich hier am Feuer sitzen und Geschichten austauschen kann. Was will man noch mehr!«

Die Nacht im Gasthaus war unruhig. Ich dachte zunächst, die sich verdunkelnden Wolken über dem Meer, denen ich so gerne über das Wasser gefolgt wäre, seien gekommen, um mich und das ganze Haus mit sich zu reißen. Doch der Wirt beruhigte mich: »Hier an der See haben wir immer solch stürmisches Wetter. Heute ist es sogar ziemlich ruhig; den Sturm, den wir vor drei Tagen hier hatten, hättet Ihr miterleben müssen. Wir alle haben gedacht, es reißt uns die Dächer über den Köpfen hinweg und zwei Kähne, die auf dem Wasser waren, sind nicht zurückgekommen.

Die armen Seelen der Fischer, wir können sie nicht einmal begraben. Der Nordwind treibt ihre Körper in die Weite des Meeres hinaus.«

Am nächsten Tag stand ich lange am Strand und blickte auf die spiegelglatte See hinaus. Kein Luftzug regte sich und es war fast unheimlich ruhig. Ich dachte an die Seeleute, die in den aufgewühlten Wassermassen versunken waren und jetzt irgendwo unter diesem riesigen, blauen Leichentuch verborgen lagen, unauffindbar, für alle Zeiten. Ich dachte an die Augen des alten Gastwirts, wenn der von der Tücke sprach, die in dieser Ruhe liegt. Doch wie der Ruf von Dryaden zog mich dieses Blau an, dieses Wasser, von dem man, wenn man es trank, nur noch mehr Durst bekam. Was mochte noch alles darunter verborgen sein? Welche Geheimnisse versteckte es vor den Augen, welche Landschaften, die nie eines Menschen Fuß betreten hat?

Lange Zeit stand ich so und dachte nach. Darüber wurde es Mittag, bis ich dem Wirt meine Schulden auszahlte, mein Pferd belud und mich wieder auf den Weg machte. Ich ritt, bis die Dämmerung einsetzte, und war froh, kurz vor der Dunkelheit noch ein Gasthaus zu finden, in dem ich bis zum Morgen bleiben konnte. Es wird empfindlich kalt nachts am Meer, wenn man keine Wände um sich hat, die vor dem Wind schützen. In dem kleinen Gasthaus waren außer mir noch zwei andere Gäste. Sie reisten in der entgegengesetzten Richtung und ich erfuhr von ihnen, dass ich, wenn ich an der Küste entlang weiterreiten würde, geradewegs nach Spekularum kommen musste, der berühmten Hauptstadt von Karameikos, wo das Schloss des Großherzogs steht.

»Wie weit wird es noch sein, wenn Ihr Euch auf eine Schätzung einlassen wollt?«, fragte ich den größeren von beiden. Er war besser gekleidet und hatte auch einen angenehmeren Gesichtsausdruck. Offensichtlich waren es Händler, die an der Küste entlang Dinge verkauften, die man sonst nur in der Hauptstadt bekam.

»Bis zum ersten Posten der Herzoglichen Garde sind es etwa 30 Meilen, von dort noch einmal 30 bis Spekularum, würde ich sagen, wenn Ihr mir einen Irrtum nicht übelnimmt. Wir selbst sind noch über die Ländereien von Marilenev gegangen und haben nicht den direkten Weg an der Küste entlang genommen.«

Noch etwa 60 Meilen trennten mich also von jener Stadt, von der so viel erzählt wurde. Am nächsten Tag ritt ich bereits im Morgengrauen los und erreichte am späten Nachmittag den Posten der Herzoglichen Garde, von dem der Händler gesprochen hatte. Dieser kleine Vorposten war das erste Herzogliche, was ich überhaupt je gesehen hatte, obwohl ich seit meiner Geburt im Herzogtum lebte. Erst hier begann das tatsächliche Einflussgebiet des Herrschers, der die entfernten Ländereien um die Baronie Schwarzaar, die Wälder und Hügel im Norden bis zu den fernen Bergen, das gesamte Gebiet um den großen Fluss und ein ebenso großes Gebiet im Osten für sich beanspruchte.

Die Soldaten trugen prächtige Uniformen mit dem herzoglichen Wappen darauf. Als ich näherkam, rief mich der eine an, wer ich sei und wo ich hinwolle. Ich erklärte mich und fragte nach dem Weg.

»Wenn Ihr immer an der Küste bleibt, könnt Ihr die Stadt gar nicht verfehlen. Doch habt Ihr noch gut 30 Meilen Wegs vor Euch. Acht Meilen von hier liegt ein kleines Dorf mit Namen Garanot, dort gibt es ein gutes Gasthaus. Der Wirt macht das beste Bier, das Ihr je getrunken habt. Nehmt das als meine Empfehlung.«

Bei dem Wort Bier trat dem Wachmann, der mir antwortete, solch ein überzeugendes Leuchten ins Gesicht, dass ich beschloss, seinem Rat zu folgen.

Der malzhaltige Saft war hervorragend. Als ich am Abend genug davon getrunken hatte – ich kannte die berauschende Wirkung dieses Getränkes noch nicht –, sang ich einige der alten Balladen, die ich von meiner Mutter gelernt hatte und tanzte dazu. Es hat allen sehr gut gefallen und manche warfen sogar ein paar Kupferstücke.

Am nächsten Morgen ging es meinem Kopf gar nicht gut. Es brummte darin wie in einem Bienenkorb. Doch ich hatte mir fest vorgenommen, an diesem Tag Spekularum zu erreichen.

Je näher ich der Hauptstadt kam, desto dichter standen die Höfe und Fischerhäuser beieinander. Die Schutzwälle wurden kleiner und die Häuser größer. Auch sahen sie gepflegter aus und manches Haus war sogar mit Schnitzereien verziert. Der Weg entlang der Küste war ausgetreten und angenehm zu reiten, zumal ich in den letzten Tagen gut geübt hatte. Von der Hüfte an abwärts hatte ich das Gefühl, nur noch aus roten, gelben und grünen Striemen zu bestehen.

Mittlerweile gingen die Höfe ineinander über, die Felder wurden kleiner, ich sah die ersten zweistöckigen Gebäude. Dann erblickte ich vor mir eine große Bucht, in die ein breiter, gemächlich dahinfließender Strom mündete. Auf der mir gegenüberliegenden Seite wuchsen wunderschöne Bäume, die unter der späten Nachmittagssonne in einem satten Grün leuchteten. Hindurch schimmerten Felder in gelben und roten Farben. Doch vor dem Fluss an seiner Mündung stand eine prächtige Stadt. Die Gebäude waren zum größeren Teil zweistöckig. Es gab auch Häuser aus Stein, einige mit drei Stockwerken. Die Dächer waren mit Ziegeln gedeckt, die rot in der Sonne glühten. Voll erregender Erwartung trieb ich mein Pferd an und ritt über die gepflasterte Hauptstraße durch die Stadt. Links und rechts von mir priesen Handwerker ihre Waren an, die Häuser waren behangen mit geschnitzten Schildern, die der reichen Kaufleute schmückten Steinmetzarbeiten und Verzierungen. Auf dem Marktplatz priesen die Frauen und Männer die Erzeugnisse ihrer umliegenden Höfe und ihre kunstvollen Handarbeiten an. Direkt hinter dem Marktplatz jedoch stand ein Palast aus Stein, wie ich ihn mir in meinen kühnsten Träumen nicht hätte vorstellen können. Eine Steinmauer umgab einen vor dem Schloss liegenden Garten. Herzogliche Wachen patrouillierten

unablässig auf und ab. Hin und wieder kam ein Bediensteter durch das eiserne Tor, ging eine Magd mit ihren Einkäufen zum Schloss. Jenes war aus grauem Felsgestein gebaut und mit den schönsten Steinmetzarbeiten verziert. Das gewaltige, nach oben spitz zulaufende Dach stützte sich auf massive Steinsäulen von immensem Umfang, die in quadratischen Blöcken in der Erde verankert waren. Über dem Tor war eine große Inschrift eingemeißelt, die ich jedoch, da ich nie lesen und schreiben gelernt hatte, nicht entziffern konnte. Darunter sah man das mächtige Portal, welches in geschlossenem Zustand mit den Verzierungen eindrucksvollen Reichtum demonstrierte. Die Männer und Frauen, die das Schloss betraten und verließen, benutzten ein kleines Tor im Portal, dessen rechter Flügel geöffnet war. Dies reichte aus, dass gleichzeitig sperrige Gegenstände hindurchgetragen werden und zwei bis drei Personen nebeneinander hindurchgehen konnten, ohne sich zu behindern. Wie Spielzeugfiguren wirkten die Menschen vor diesem gewaltigen Koloss aus Stein, dessen Bild mir bis heute vor Augen ist, wenn ich auch später Dinge sah, welche dieses Erlebnis bei weitem in den Schatten stellten.

In der Nähe des Schlosses am Marktplatz fand ich nach kurzer Suche eine angenehm und ehrlich aussehende Herberge. Ich sah ihr an, dass sie meinen Geldbeutel stark schröpfen würde, doch in einer fremden und derart gewaltigen Stadt, noch dazu völlig unerfahren im Umgang mit fremden Menschen und dem Gesindel auf dieser Welt, schien es mir ratsam, besser am nächsten Morgen etwas ärmer aufzuwachen, als überhaupt nicht mehr. Ich kehrte ein, und meine Vermutungen, was die Folgen für meinen Geldbeutel anging, wurden noch übertroffen. Dafür aber auch meine Erwartungen an die Unterkunft! Über eine dunkelhölzerne Treppe, die ein Geländer mit wunderschönen Holzknäufen begrenzte, ging ich nach oben. Nachdem der Wirt mir die Tür geöffnet hatte, sah ich ein Zimmer vor mir, wie ich noch nie eines gesehen hatte. Ein großes Fenster blickte genau auf Marktplatz und Schloss. Weiche Gardinen beschränkten den Blick von außen. Der ganze Raum war mit wunderschönen, verzierten Möbeln reichlich ausgestattet. Auf einer Kommode aus dunklem, fast schwarzem Holz standen ein Krug mit Wasser und ein Becher neben einem Leuchter mit fünf Kerzen. Bevor ich etwas sagen konnte, hatte der Wirt sie entzündet. Etwas Obst lag in einer Schüssel auf dem Tisch. Was mich jedoch am meisten faszinierte, war das Bett. Wir hatten zu Hause immer auf Strohmatten oder -matratzen geschlafen. Einmal hatte ich in einem Bett aus Stofflappen gelegen, doch dieses Bett hier war mit Vogelfedern ausgestopft und bezogen mit feinstem Stoff. Ein unglaublicher Luxus, wie ich ihn noch nie erlebt hatte! Mir wurde klar, dass das Geld, das ich im Voraus hatte bezahlen müssen, nicht nur für meine Sicherheit ausgegeben war und ich auch sehr viel billiger sicher hätte schlafen können, doch nun war es zu spät. Ich hatte eine wunderbare Nacht.

Inzwischen stand mein Pferd im Stall des Gästehauses, wo es feinsten Hafer als Futter bekam und Wasser, so viel es brauchte. Am nächsten Tag wurde es mir frisch und munter vorgeführt. Es sah wunderschön aus mit seinem glänzenden, schwarzen Fell und seinen leuchtend dunklen Augen. So erzielte ich einen guten Preis, als ich es auf dem Markt verkaufte, denn ich hatte beschlossen, meine Reise nicht zu Lande fortzusetzen, sondern, nachdem ich eine Weile in Spekularum geblieben wäre, trotz aller Warnungen des alten Gastwirtes dem Ruf des Meeres zu folgen.

Für mein Pferd, ein wirklich prachtvolles Tier, hatte ich einen Preis von 58 Goldmünzen erzielt, was im Wert mehr ist als 5 Taler. Die hier üblichen Goldmünzen entsprachen etwa dem Wert eines Goldgroschens. Da mein Schwert alt und scharf war und von einer derart kunstlosen Machart, dass es zwar eine wirkungsvolle Alternative zu einer Mistgabel war, aber von jemandem, der es möglicherweise jeden Tag zum Schutz seines Lebens einsetzen musste, nur als wertlos bezeichnet werden konnte, sah ich mich in einer Schmiede um. Hier fand ich schließlich unter den verschiedensten Waffen ein wunderschönes, geschickt gearbeitetes Langschwert. Es sollte 12 Goldmünzen kosten, doch ich dachte mir, es wäre gut, wenn es im Kampf um Leben oder Tod geht, sein Schicksal nicht durch Geiz an falscher Stelle entscheiden zu lassen. Ich konnte mich mit dem Schmied auf 10 Goldmünzen einigen, wobei er mein altes Schwert nur widerwillig in Zahlung nahm.

Erst jetzt ging ich an den Ort, der mich in meiner Phantasie am meisten beschäftigt hatte und den ich mir für einen ausgeruhten Tag hatte aufheben wollen, an den Hafen. So nahm ich vom Marktplatz aus zunächst die östliche Straße und bog dann in südliche Richtung ab. Hinter mehreren hohen Häusern mit roten Dächern sah ich das Meer schon von weitem schimmern. Ich ging die Straße entlang, und was ich sah, war überwältigend:

Gewaltige Schiffe, hölzerne Riesen von 70 und mehr Ellen Länge, die im Wasser lagen! Ständig in Bewegung wirkten sie wie große, behäbige Lebewesen, eines sogar mit dem geschnitzten Kopf eines Drachen, der den Bug zierte. Das Bild der Behäbigkeit jedoch zerstob sofort unter dem Anblick eines mit vollen Segeln auf den Hafen zukommenden Schiffes. Mit einer gewaltigen Kraft, von der Natur im Wind eingefangen, zerteilte es die sich aufbäumende Kraft der Natur im Wasser und glitt leicht und leise, ohne zu holpern oder zu knarren wie ein Pferdewagen, eher wie eine Forelle durch einen Teich, in den Hafen hinein. Die Seeleute auf dem Schiff und am Kai riefen sich etwas in der gemeinen Sprache zu, doch verstand ich nur, dass es sich um Wörter aus dem Seemannsjargon handelte. Seile wurden vom Schiff zum Kai geworfen, wo die gewaltigen Taue festgemacht wurden. Die Segel fielen und die Brücke zum Kai

wurde ausgelegt, die ersten Seeleute kamen singend und lachend nach einer langen, anstrengenden und gefährlichen Seefahrt an Land.

Der Hafen von Spekularum ist einer der großen Seehäfen in diesem Teil der Welt, soweit sie unseren Kartenzeichnern bisher bekannt ist. Über die Ladebrücken werden Mehl und Getreide, Töpferwaren, Teppiche, Waffen, Gold, Wein, Leder, Felle, Elfenbein, Edelhölzer, Kohle, Honig und viele andere Dinge in die Stadt auf den Markt und in die Bäume der Handelsschiffe geschleppt. Selbst Rinder und Pferde werden über die schmalen Brücken geführt.

Der freie Platz am Hafen, dessen Sinn und Nutzen ich mir nicht richtig hatte vorstellen können, füllte sich nach der Ankunft des neuen Schiffes plötzlich mit Händlern, Kaufleuten, Handwerkern, Bauern, Menschen aller Art, die fremde Waren aus fernen Ländern entweder für sich oder zum Weiterverkauf einkaufen wollten oder ihre eigenen Waren zu besonders guten Preisen zu verkaufen und schwer verkäufliche Waren doch vielleicht noch möglichst profitabel loszuwerden versuchten. Am interessantesten waren jene Kaufleute, die überhaupt nicht auf Reisen gingen, sondern in der Stadt Lagerhäuser unterhielten, in denen sie Waren lagerten, bis ein Schiff mit Händlern kam, die bereit waren, für den speziellen Stoff, die Felle, diese Ballen Seide oder das Schnitzwerk einen besonders hohen Preis zu zahlen. Sie verdienten praktisch am Warten, ohne Risiko oder Verlust. Freilich waren ihre Gewinne kleiner als die der wagemutigen Kapitäne, die mit teuren Waren voll beladen in die entferntesten Winkel der Welt reisten, und voll beladen mit Gold und Geschmeide die heimatlichen Häfen wieder erreichten – oder auf nimmer Wiedersehen mit Mann und Maus in den Fluten verschwanden.

Um den Hafenplatz herum standen neben Wohnhäusern der reichen, ortsansässigen Kaufleute auch die Werkstätten der Schiffbauer, die alle die Schiffe, welche auf dem Meer von Stürmen heimgesucht, von Wassertermen geplagt oder von Piraten oder Meeresungeheuern angegriffen worden waren und trotzdem den Weg in den Hafen noch geschafft hatten, so gut es ging wieder reparierten und für die nächste Fahrt vorbereiteten. Auch Läden und Geschäfte aller Art gab es – für Lebensmittelvorräte, Schiffszeug, Waffen und solche für Dinge, die es nur in diesem Teil der Welt gab, die jedoch sonst keinen eigentlichen Wert hatten. Die Seeleute kauften diese Sachen gern, um für ihr Seemannsgarn einige Reliquien zu besitzen, die sie vorzeigen konnten. Sie waren der Beweis, wie weit ein Seemann gereist war. In einem Geschäft, das ich fand, konnte man sogar solche Dinge aus anderen, weit entfernten Ländern kaufen, ohne dass man sich selbst dorthin bemühen musste. Viele der reichen Ortsansässigen machten das, wie mir jemand erklärte, um im Ansehen ihrer reisenden Kollegen zu steigen.

Nur ein paar Schritte vom Platz entfernt begann eine größere Gasse, die selbst mir, unerfahren wie ich war, nicht recht geheuer war. Sie war das Zentrum von dem, was man in höheren Kreisen abfällig das „Hafenvier-

telf nennt. Zu beiden Seiten standen dunkle, verwinkelte, alte und zum großen Teil baufällige Häuser. Es waren Spelunken, Spielhöllen, es gab Gasthöfe, die nicht einmal das Wort Absteige mehr verdient hätten, ich sah die Häuser, in denen die Dirnen den ausgehungerten Seeleuten gaben, was sie verlangen, die Unterkünfte der ‚gestrandeten‘ Seeleute, die kein Kapitän mehr nehmen würde und die nun betteln mussten, um am Rande bitterster Armut zu existieren. Insgesamt 15 meiner ursprünglich 58 Goldgroschen gab ich diesen Menschen, die mein Mitleid erregten. Ich war dieser Situation völlig hilflos ausgeliefert. In einer dunklen Eckkneipe betrog man mich noch um weitere 5 Goldgroschen, so dass mir am Ende des Tages noch etwa die Hälfte von dem geblieben war, was ich für mein – oder vielmehr für des Barons Pferd bekommen hatte.

Schließlich ging ich zurück zum Hafenplatz und setzte mich dort in die einzige etwas anständiger aussehende Gaststätte, in der die zahlungskräftigeren Gäste ihr Bier und Met genossen.

Der Innenraum des Hauses war mit massiven, offenbar schon älteren Holzmöbeln schmuckvoll eingerichtet und die Männer, die an den Tischen saßen, waren alle recht gut gekleidet. Man konnte die Stadtleute gut von den Seeleuten unterscheiden, deren Haut durch Wind und Wetter auf See zerfurcht war und denen die Gelassenheit ins Gesicht geschrieben stand, die man nur haben kann, wenn man dem Tod schon mehr als einmal Angesicht in Angesicht gegenübergestanden hat. Ein besonders alter Seebär mit einer Wollmütze auf dem Kopf und einem kurzen weißen Bart, der auf der linken Wange eine lange Narbe hatte und dessen rechter Hand der kleine Finger fehlte, stand inmitten des Raumes und sprach laut zu den Männern, die an den umstehenden Tischen saßen:

»Es war gewaltig. Ich hätte nicht geglaubt, einen Sturm wie diesen noch einmal zu überleben. Es war ein Wunder, wie damals vor Thyatis, als alle Masten gebrochen oder von Bord gegangen waren und wir auf die Klippen geschleudert wurden. Von 30 Mann haben 4 überlebt.«

Einer der Zuhörer meldete sich zu Wort: »Erzähl uns endlich von dem Land, von dem Du gesprochen hast.« »Von welchem Land hat er gesprochen?«, fragte ein anderer, der mit mir gerade erst hereingekommen war. »Ein Land im Westen, in dem nur Fischer und Jäger leben, wo es aber Gold und Silber geben soll. Los, Janada, erzähl.«

Der Alte mit der Narbe hob erneut an zu sprechen: »Dieses Land, nach dem Du fragst, Du hast wohl recht, es gibt dort Gold und Silber. Und nicht nur das, es wachsen viele Früchte und Gewürze dort, die man mit Gold aufwiegen könnte, doch...«, der Alte stockte.

»Doch was? Erzähl schon!«, drängten die Gäste.

»Doch diejenigen von uns, die von dem Fischerdorf, in dem wir Zuflucht fanden, ins Landesinnere gingen, um nach dem zu suchen, wovon so viel erzählt wird, kehrten nicht mehr zurück.«

»Was ist mit ihnen passiert, was glaubst Du?«, fragte ein gutausssehender Kaufmann, der den Eindruck machte, als hätte er außer diesem Platz und den umliegenden Häusern von der Welt noch nichts gesehen.

»Ich bin selbst einmal ins Landesinnere gegangen«, sagte Janada, und seine Stimme wurde leiser, er begann langsamer zu sprechen. »Stellt Euch vor: Ich gehe über die grasbewachsenen Hügel, rechts und links und vor mir, soweit man sehen kann, nur eine unübersichtliche, endlose Hügellandschaft, hinter mir ist die Küste schon einige Meilen weit entfernt. Nicht die Schreie der Raubkatzen oder das Heulen der Wölfe ist es, was mich wirklich besorgt, es sind die unheimlichen Schatten, die, sobald man in ihre Richtung blickt, verschwinden, die Geräusche von Tritten, die sofort verstummen, wenn man innehält zu lauschen. Plötzlich habe ich das Gefühl, eine große Horde von unheimlichen Wesen hätte mich umzingelt. Da bekomme ich es mit der Angst zu tun und laufe so schnell ich kann in Richtung Küste zurück. Dies war das erste Mal, dass ich froh war, dass mich mein Mut verlassen hatte, denn es war buchstäblich in letzter Sekunde. Ich weiß nicht, wie viele dieser widerlichen, kleinen, graugrünen Wesen, die ich die ganze Zeit über gehört hatte, ich erschlagen musste, bevor ich halbwegs in Sicherheit war, doch wie durch ein Wunder habe ich es geschafft. Wie sehr ich meine Kameraden auch warnte und zurückzuhalten versuchte, noch ein gutes Dutzend wagte nach mir den Versuch, doch von ihnen hat man nie mehr etwas gehört, sie werden wohl von den Kreaturen getötet und – wie man sagt – aufgegessen worden sein. Ich sage Euch, es gibt Ungeheuer und Unheimliches in diesem Land, das für die Leben von hundert und aberhundert Abenteurern reichte. Wenn sie nur lange genug leben würden.«

»Wie heißt das Land, von dem Du sprichst?«, rief ich in den Raum. Die Faszination der Geschichte hatte mich für einen Augenblick die Scheu vor den Menschen in der Gaststätte vergessen lassen.

»Wir nennen es die Ländereien der Athruaghin Clans, denn die Menschen, die dort wohnen, vornehmlich Fischer, Jäger und Sammler, leben in großen, familienähnlichen Clans. Dies ist die einzige Möglichkeit für diese widerstandsfähigen Leute, die vielen Gefahren zu überstehen. Alle Clans erheben für sich den Anspruch, von dem berühmten Helden namens Athruaghin abzustammen und alle streiten sich diese Abstammung gegenseitig ab. Ein sehr interessanter Menschenschlag, kann ich Euch sagen. Und alle leben sie vom Morgen in den Tag hinein, niemand baut etwas an, obwohl ich selten fruchtbareren Boden gesehen habe. Auch das Gold, man braucht es bloß einzusammeln, wird nur von wenigen mutigen Abenteurern aus den Bergen im Mittland und den Wäldern im Norden geholt. Ich sage Euch, ein seltsamer Ort sind diese Hügel der Athruaghin Clans.«

Es gab vieles, was ich noch wissen wollte und viele Geschichten und Abenteuer, die Janada mir in den folgenden Monaten erzählte, doch ich will den Leser meiner Aufzeichnungen nicht länger auf die Folter spannen und zunächst vom Fortgang meines eigenen Abenteuers berichten.

Der Abend mit den Seeleuten endete damit, dass ich Janada bat, mich auf seine nächste Reise mitzunehmen. Er hatte selbst ein schönes Segelschiff von 65 Ellen Länge im Hafen liegen, dessen Kapitän und Navigator er war. Eine Ladung hatte er auch schon im Auge und so versprach er mir, mich mitzunehmen. Dafür musste ich ihm versprechen, an Bord kräftig mitzuhelfen. »Passagiere, die nicht arbeiten wollen, kann ich nicht gebrauchen!«, sagte er. Doch mein Wunsch, die Fremde kennen zu lernen, war unstillbar und außerdem wollte ich arbeiten und mich nützlich machen, nicht nur neue Orte sehen, sondern mir auch neue Fertigkeiten anzueignen. Warum sollte ich also nicht das Handwerk der Seeleute erlernen?

Auf diese Weise kam es also dazu, dass ich nur wenige Wochen später, am Anfang des siebenten Monats im Jahr 10 vN mit Janada auf seinem Schiff in See stach, fort, weit fort von der alten Heimat, von dem grausamen Baron, meiner furchtbar und brutal verstümmelten Familie und allem, was mir früher wert und heilig gewesen war.

Spekularum war die erste Stadt gewesen, die ich gesehen hatte. Wie viele Menschen damals in ihr lebten, kann ich heute nicht mehr sagen, doch ich weiß, dass es mir gewaltig vorkam. Jeder Tag der etwa zwei Monate, die ich dort verbrachte, zeigte mir neue Facetten dessen, was ich damals als den Inbegriff der weiten Welt verstand. Und es war doch nur der Alltag der Kaufleute, Reisenden und Abenteurer, die unsere Länder in allen Himmelsrichtungen durchqueren und nicht selten ihren Wagemut mit dem Leben bezahlen. Spekularum war von dem Hof, auf dem ich meine Jugend verbracht hatte, etwa 90 Meilen entfernt. Doch obwohl die Gebiete dazwischen von Ungeheuern und Kreaturen bewohnt wurden, welche die menschlichen Siedlungen unablässig bedrängten und überfielen, so war es doch ein Weg über Land, ich hätte meinen Entschluss überdenken und sofort heimkehren können. Wenn wir nun von Spekularum aus in See stachen, gab es für mich kein Zurück mehr, meine Entscheidung war endgültig. Vor mir lag die weite Welt, ein neues Leben, ein Leben voller Erwartungen, glücklicher Erfahrungen und Enttäuschungen, ein Leben voller Freude und Leid zwischen den verschiedenen Welten, in denen ich wandelte, und von denen ich in diesem Buch berichten möchte.

Caput 3

In den letzten Tagen vor unserem Aufbruch wurde ich zunehmend unruhiger. Dieser Schritt würde mein Leben grundlegend verändern und – wenn ich nicht aufpasste – vielleicht allzu bald beenden. Doch welche Wahl hatte ich? Und was konnte ich verlieren? Neben dem Gebetbuch meines Vaters und meinem neuen Schwert besaß ich nur ein paar Kleidungsstücke, die ich in Spekularum gekauft hatte; darunter ein kunstvoll geschneidertes Wams mit Hose aus festem, geschmeidigem Leder, das in Kämpfen leichte Schläge oder Streifschüsse abwehren und schwerere Treffer mildern sollte. Ein Händler aus Minrothad hatte es mir für 16 Goldgroschen verkauft, eine günstige Gelegenheit, die ich sofort ergriff. Geld hatte ich keines mehr, da ich leider neben Verpflegung und Unterkunft auch Lehrgeld hatte zahlen müssen für die Erkenntnis, dass man nicht jede Gelegenheit sofort beim Schopf packen sollte, die einem günstig erscheint, insbesondere, wenn man so unerfahren ist, wie ich es in jenen Tagen war. Um manche Münze hat mich das Diebsgesindel von Spekularum erleichtert, die restlichen haben sich die geschickten Händler ergaunert, so dass ich in der letzten Zeit bei meiner Wirtschaft arbeiten musste, um über die Runden zu kommen.

Dann kam jener Tag, der dritte des siebenten Monats, der für unsere Reise angesetzt war. Schon früh am Morgen hatte ich meine Sachen zusammengepackt und war zum Hafen hinausgegangen. Es war ein warmer, schöner Sommertag. Die Vögel schienen mir besonders schön zu singen und die Sonne schien fröhlich in den Hafen von Spekularum. Majestätisch lag Janadas Schiff im ruhigen Wasser. Es war von Bug bis Heck genau 66 und eine halbe Elle lang und an seiner breitesten Stelle kurz hinter dem Mast 20 Ellen breit. Janada, der das Schiff selbst mitgebaut hatte, erklärte mir später, dass die schmale Bauweise und der geringe Tiefgang von sechs Ellen bei voller Beladung die Geschwindigkeit erhöhen würden, und tatsächlich war dieser Segler ungewöhnlich schnell und wendig. Er besaß ein erhöhtes Heck, auf dem der Steuermann stand, nach alter Tradition immer der erfahrenste Seemann an Bord. Unser Steuermann, der alte Gornot, war schon 51 Jahre alt und hatte manchen schweren Sturm überstanden. Unter seinem Platz auf der Erhöhung waren die Schlafplätze der Seeleute, die über zwei Türen an beiden Seiten zu erreichen waren. In Janadas Schiff wurden die Waren unter Deck verstaut. Dazu hatte es zwei Ladeluken, eine vor dem Mast und eine zwischen Mast und Heck. Das Segel lag eingerollt auf dem Vorderdeck. Es dauerte eine ganze Weile, bis die ersten Seeleute zum Schiff kamen. Als erster war Janada dort und veranlasste, dass die Ladung, die er gekauft hatte, aus den Lagerhäusern an Bord gebracht wurde. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass es ausgerechnet Honig war, der den

größten Teil der Ladung ausmachte. Doch auch einige wertvolle Schnitzereien und Geschmeide waren dabei, wie mir Janada später erzählte. Seine letzten Reisen waren erfolgreich verlaufen und hatten ihm viel Geld eingebracht. Nun wollte er mit dieser wertvollen Ladung noch einmal alles riskieren. »In Thyatis«, so sagte er, »warten die reichen Leute nur darauf, ihr Geld für irgendwelchen Humbug zum Fenster hinauszuwerfen und da es in dieser Gegend der Welt nur sehr wenige und noch dazu wild lebende Bienen gibt, zahlen sie am Hof des Kaisers mit reinem Gold einen hohen Preis dafür. Wenn wir diese Tour heil überstehen, dann kaufe ich mir in Thyatis ein Haus und genieße die Früchte meiner Arbeit.«

Nach und nach kamen auch die anderen, Gornot, Josop, Langar, Tamila, Elsop, Bistor, die drei Brüder Narda, Farda und Iarda, Taror der Trinker und Gersop der Spieler, Offron, der, wie man sagte, in jedem Hafen zuerst an Land und in den Hafenspelunken war, um sich das hübscheste der Mädchen zu schnappen, die das Leben bis dort heruntergebracht hat. Tagor der Kämpfer, ein Mann von unglaublicher Größe und kräftiger Statur, jemand von der Sorte, dem man nicht gerne nachts auf der Straße begegnen möchte, kam vom Lagerhaus, von wo er eine große Truhe mit Proviant alleine auf dem Rücken zum Schiff trug. Eine solche Truhe wurde sonst von mindestens vier starken Männern gemeinsam getragen. Alle zusammen waren wir fünfzehn. Doch einer fehlte noch: Fianna der Dieb. »Er kommt immer zu spät«, sagte Gornot zu mir, als ich ihn fragte, warum Fianna nicht half, die schweren Bündel und Truhen mit Waren und Proviant im Bauch des Schiffes zu verstauen. »Schon das erste Mal, als er mit uns mitfuhr, kam er in letzter Sekunde und mit größter Eile an Bord. Meistens hat er wieder irgendwo seine Finger in einer allzu unsauberen Sache stecken und kommt erst, wenn die Taue schon gelöst werden. Dafür muss er dann jedes Mal das Deck schrubben und Bistor in der Kombüse zur Hand gehen. Aber sonst ist er ein netter Kerl. Seine Freunde können sich auf ihn verlassen und bei uns ist noch nie etwas weggekommen.«

Es kam, wie Gornot gesagt hatte: Nachdem die letzte Truhe mit Proviant auf dem Vorderdeck verstaut, das Segel am Mast emporgezogen und die ersten Taue gelöst waren, kam eine schmale Gestalt durch die Menge auf das Schiff zuge laufen. Es war Fianna der Dieb.

»Schnell, schnell«, rief er uns zu. »Kappt die Taue, beeilt Euch, ablegen!« »Noch bin ich hier Kapitän!«, rief Janada in einem herrischen Ton, der Fianna den Kopf einziehen ließ, als hätte man einen Stein nach ihm geworfen. Dennoch gab er den Befehl, sofort abzulegen. Die Seile wurden gekappt, das Segel in den Wind gedreht, der Steuermann schwenkte das Ruder und die Anaka, wie Janada das Schiff genannt hatte, setzte sich in Bewegung. Kaum waren wir hundert Klafter vom Kai entfernt, als wir auch schon die Männer der Stadtwache am Hafen auftauchen sahen. Sie riefen uns hinterher, wir sollten zurückkommen, doch wir

hatten guten Wind und dachten gar nicht daran, umzukehren. Die schimpfenden Wachen blieben am Kai zurück und ich möchte die Flüche und Schimpfnamen, die sie uns hinterherschickten, hier nicht wiedergeben, obgleich mir einige davon heute noch in den Ohren klingen.

»Na, das war ja heute wirklich knapp«, bemerkte Bistor und wandte Finna sein grinsendes Gesicht zu. »Irgendwann werden sie Dich noch mal erwischen, und dann geht's Dir an den Kragen. Aber zunächst mal habe ich noch ein paar Aufgaben für Dich. Komm mal mit!« Er drehte sich um und ging nach hinten zur Kombüse, der Dieb folgte ihm widerwillig. Ich hingegen bekam alles nur noch mit halbem Ohr und Auge mit. Ich stand an der Reling und schaute auf das blaue Wasser, das wie ein Bach an einer Stromschnelle gegen die Schiffswand schlug und dabei jenes ständige plätschernde Geräusch machte, an das sich das Ohr bald gewöhnt hatte und das allen Seeleuten eine beruhigende Begleitmusik ist, wenn sie die nie zuvor geatmete Luft des weiten Ozeans in ihre Lungen aufsaugen, den Geruch des Meerwassers in der Nase und das Salz auf ihren Lippen, und die wahre und einzige Freiheit genießen.

Hier endet die Leseprobe.

Doch das Abenteuer beginnt erst.
Weitere 480 Seiten Reisen, Geheimnisse und Magie warten in

„Die Macht von Iathara: Auf den Spuren der Drachentöter“
(Bibliografische Informationen siehe oben.)

Erhältlich im Buchhandel vor Ort und online,
als Taschenbuch und als hochwertige Sammlerausgabe.

Danke fürs Lesen – und viel Freude beim Weiterlesen!